

Vinciane Despret

# Wie der Vogel wohnt

Aus dem Französischen  
von Nicola Denis



Matthes & Seitz Berlin

*Unicum arbustum haud alit  
Duos erithacos*

*(Ein Baum beherbergt nicht zwei Rotkehlchen)*  
Zenodotos von Ephesos (3. Jahrhundert v. Chr.)

Diese Verwandlung beschäftigte, ja, beeindruckte die Wissenschaftler. Wie können Vögel, die im Winter zum Teil ruhig zusammenleben, einträchtig miteinander fliegen, gemeinsam nach Nahrung suchen und sich nur manchmal über offenbar bedeutungslose Kleinigkeiten zanken, plötzlich komplett ihr Verhalten ändern? Sie ziehen sich voneinander zurück, suchen sich einen Ort und singen von ihren exponierten Sitzwarten aus unaufhörlich. Sie scheinen die Anwesenheit ihrer Artgenossen nicht mehr zu ertragen und überlassen sich einem ungezügelten Droh- und Angriffsverhalten, wenn einer von ihnen eine für unsere Augen unsichtbare Linie missachtet, die einer präzisen Grenzziehung zu entsprechen scheint. Ihr merkwürdiges Verhalten wirkt verblüffend, insbesondere ihre Aggressivität, ihre entschlossenen und kampflustigen Reaktionen auf die anderen, vor allem das, was man später als »Luxus« ihrer Gesänge und Posituren bezeichnen sollte – Farben, Tänze, Flugverhalten, Bewegungen: Alles ist spektakulär, alles ist Stoff für eine Theatralisierung. Dazu

kommt die nicht minder verblüffende Routine des Nistverhaltens. 1920 beschreibt Henry Eliot Howard die Territorialisierung einer männlichen Rohrammer, die er in der Nähe seines Hauses in der Region Worcestershire beobachtet. Der Vogel nistet in der Sumpflandschaft an einer mit Erlen und Weiden bestandenen Stelle. Theoretisch könnte ihm ein beliebiger Baum zum Überwachen der Umgebung dienen, doch die Rohrammer sucht sich einen ganz bestimmten aus, der zum wichtigsten Punkt des beanspruchten Raums wird, zu ihrem, wie Howard sagt, »Hauptquartier«, dem Sitz, von dem aus sie singend ihre Anwesenheit kundtut, die Bewegungen ihrer Nachbarn verfolgt und nach Nahrung sucht. Mit der Zeit lässt sich eine regelrechte Routine beobachten, die stets von der Reviermitte ausgeht: Der Vogel fliegt von seinem Baum auf, lässt sich in einiger Entfernung auf einem Gebüsch nieder, dann auf einer noch weiter entfernten Binse, bevor er wieder auf seinen Baum zurückkehrt. Er absolviert alle Strecken mit einer bemerkenswerten Regelmäßigkeit. Diese Wiederholungsbewegungen stecken nach und nach sein Territorium ab.

Natürlich sind auch andere Beschreibungen möglich. Sie ließen nicht lange auf sich warten, denn Howard gab den Anstoß zu einer ganzen Forschungsrichtung, als deren Gründungsvater er angesehen wurde. Sein 1920 erschienenes Buch *Territory in Bird Life* bietet nicht nur präzise Beschreibungen, sondern darüber hinaus eine kohärente Theorie, mit der sich seine Beobachtungen einordnen lassen: Die Vögel sichern sich ein Territorium, in dem sie sich paaren, ihr Nest bauen, ihre

Jungen beschützen und ausreichend Nahrung für ihre Brut finden.

Es sei vorausgeschickt, dass Howard kein Wissenschaftler war, sondern ein begeisterter Naturforscher, der jeden Morgen mehrere Stunden mit der Beobachtung von Vögeln verbrachte, bevor er zur Arbeit aufbrach. Dennoch sollte die Wissenschaft seine Ideen aufgreifen. Nach Howards Verständnis ist das Territorium ein geeignetes Forschungsobjekt: Es erklärt sich aus den »Funktionen«, die es für das Überleben der Art erfüllt. Die Ornithologen sprechen im Übrigen von einer »präterritorialen« Phase, um das Feld der theoretischen Ansätze vor Howard zu markieren. Dabei ist Howard nicht der Erste, der das territoriale Verhalten mit den Erfordernissen der Fortpflanzung verknüpft. Zwei andere Autoren waren ihm darin vorausgegangen: zum einen der deutsche Zoologe Bernard Altum, der bereits 1868 eine ausgefeilte Theorie des Territoriums entwickelt hatte, allerdings in einem Buch, das erst sehr viel später übersetzt werden sollte; zum anderen ein weiterer Vogelliebhaber, der Journalist Charles Moffat, dessen 1903 in einer obskuren irischen Zeitschrift (*Irish Naturalists' Journal*) veröffentlichte Forschungen keine Beachtung in der Wissenschaft finden sollten. Howard hingegen wurde von den englischen und amerikanischen Ornithologen als erster Autor anerkannt, der eine detaillierte und einheitliche Theorie auf ein bisher nur von ungewissen Hypothesen beherrschtes Feld anwandte.<sup>1</sup> Im Folgenden war er für die rasche Verbreitung einer neuen Methode verantwortlich: die Geschichte individueller Vogelleben. Bemerkenswerter-

weise handelte es sich hier ausdrücklich um das *Leben* von Vögeln, denn bis dato hatten viele Ornithologen und Liebhaber die Vögel zu Studienzwecken vor allem getötet oder ihnen zum Aufbau von Sammlungen oder mit Klassifizierungsabsichten ihre Eier weggenommen.

Was die Forschung als »präterritoriale Phase« der Territorialtheorie bezeichnet, meint also die Tatsache, dass die Beobachtungen bislang eher bruchstückhaft waren und einer soliden theoretischen Grundlage entbehrten. Das eingangs zitierte Sprichwort des Zenodotos sollte so zum Beispiel später in der Annahme, dass Rotkehlchen gerne allein seien, wiederaufgenommen werden. Bereits vor ihm hatte Aristoteles in seiner *Historia animalium* die Beobachtung angestellt, dass Tiere – hier die Adler – den Raum zu ihrer Nahrungsversorgung verteidigten, und außerdem bemerkt, dass an manchen Orten mit spärlicher Nahrung nur ein Paar Raben lebte.

Für andere scheint das Territorium vor allem an die Rivalität der Männchen geknüpft zu sein. Der verteidigte Raum würde dem Männchen entweder die Exklusivität des dort angesiedelten Weibchens sichern oder ihm zumindest einen bevorzugten Platz zum Werben bieten, an dem es singen und balzen kann, um eine mögliche Partnerin anzulocken. So lautet eine von Moffats Hypothesen. In diesem Fall entspräche das Territorium also weniger einem Raum als einem Komplex unterschiedlicher Verhaltensweisen.

Man ahnt bereits, dass der Hypothese des einsamkeitsliebenden Rotkehlchens der Sprung in die Wissenschaft nicht gelingen sollte. Die Annahme hingegen,

dass der Vogel sich mit seinem Revier den exklusiven Zugriff auf die lebensnotwendigen Ressourcen sichert, erfreute sich bei vielen Ornithologen lange großer Beliebtheit. Die (besonders von Darwin bevorzugte) These eines Territoriums, das an einen Wettstreit um die Weibchen geknüpft ist, prägte wiederum nachhaltig die präterritoriale Szene. So umstritten sie auch ist, wurde sie nie ganz aufgegeben und tauchte noch häufig in naturwissenschaftlichen Schriften auf – möglicherweise hatten manche ein Faible für das dramatische Potenzial der Rivalität, während sich andere (gelegentlich dieselben) offenbar nicht von der Idee freimachen konnten, dass die Weibchen den Männchen als Ressourcen dienten. Dabei hatte Howard die Hypothese des männlichen Rivalitätsverhaltens heftig angefochten, weil sie einigen seiner Beobachtungen widersprach. Sie habe sich seiner Meinung nach nur so lange halten können, wie man die Konflikte allein den Männchen zuschrieb. Dabei, argumentiert er weiter, kämpften bei manchen Arten durchaus auch Weibchen gegen Weibchen oder Paare gegen Paare, ja bisweilen könne ein Paar sogar ein einzelnes Männchen oder Weibchen angreifen. Und wie sei zu verstehen, dass bei Arten, die ihre Brutplätze anderswo aufsuchen, die Männchen oft vor den Weibchen eintreffen und sofort ein feindliches Verhalten an den Tag legen? Trotz allem bleibt das Revierverhalten eine männliche Angelegenheit: Wenn die Weibchen sich genauso verhalten und sich isolieren würden, käme es nie zu einer Begegnung, schreibt Howard.

Die Vorstellung, dass Vögel sich Lebensorte einrichten und deren Exklusivität schützen, ist also nicht neu,

wie Aristoteles, Zenodotos und manche ihrer Nachfolger bezeugten. Der Begriff »Territorium« kommt bei ihnen indes nicht vor. In Bezug auf Vögel sollte er sich erst im 17. Jahrhundert durchsetzen. In dem Überblick, den die amerikanische Ornithologin Margaret Morse Nice 1941 diesem Begriff widmet, siedelt sie ihn erstmals in einem 1678 erschienenen englischsprachigen Buch an, *The Ornithology of Francis Willughby* von John Ray (1627–1705), dessen Autor sich auf die Forschungen seines Freundes Francis Willughby (1635–1672) bezieht. Im Hinblick auf die Nachtigall zitiert Ray einen anderen Autor, Giovanni Pietro Olina, der 1622 in Rom die vogelkundliche Abhandlung *Uccelliera, ovvero, Discorso della natura, e proprietà di diversi uccelli* veröffentlichte. Darin schildert er, auf welche unterschiedlichen Arten man Vögel fangen und pflegen kann, um eine Vogelzucht zu betreiben: »Wie Olina schreibt, ist es die Eigentümlichkeit dieses Vogels, einen Ort zu vereinnahmen oder in Beschlag zu nehmen, den er als sein *Eigentum* betrachtet und an dem er außer seiner Partnerin keine andere Nachtigall duldet.« Ray zufolge erwähne Olina außerdem die Tatsache, dass »es für die Nachtigall charakteristisch ist, keinen anderen Gefährten an ihrem Lebensort zu ertragen und denjenigen, der diesen Anspruch missachtet, rücksichtslos anzugreifen«. <sup>2</sup> Nach Meinung der Ornithologen Tim Birkhead und Sophie Van Balen <sup>3</sup> soll Antonio Valli da Todi jedoch schon 1601 ein Buch über den Vogelgesang vorgelegt haben, was in Anbetracht der stark übereinstimmenden Beobachtungen die Vermutung nahelegt, dass Olina von seinem Vorgänger abgeschrieben hatte: Die

Nachtigall »sucht sich einen Besitz aus, in dem keine andere Nachtigall außer dem eigenen Weibchen zugelassen wird, und falls andere Nachtigallen eindringen, singt sie in der Mitte des Ortes«. Valli da Todi vergleicht die Größe dieses Reviers mit dem Radius eines weiten Steinwurfs. Nebenbei bemerkt scheint auch Valli da Todi einen Großteil seiner Informationen aus einem 1575 veröffentlichten Werk von Manzini übernommen zu haben, der allerdings nicht die Frage des Reviers erwähnt.

Natürlich könnte man hier einer zeitlichen Überschneidung auf den Grund gehen: Der Begriff »Territorium« mit der unmissverständlichen Konnotation eines »exklusiven, in Beschlag genommenen Eigentums« taucht in der ornithologischen Literatur erstmals im 17. Jahrhundert auf, also genau zu dem Zeitpunkt, da der moderne Mensch nach Philippe Descola und zahlreichen Rechtshistorikern die Nutzung der Erde ausschließlich als Aneignung verstand.<sup>4</sup> Descola zufolge habe sich diese Auffassung derart durchgesetzt, dass heutzutage nur noch schwer von ihr abzusehen sei. Grob gesagt geht sie auf Hugo Grotius und das Naturrecht zurück,<sup>5</sup> auch wenn sie eigentlich in der Theologie des 16. Jahrhunderts wurzelt. Die Territoriauffassung definiert das Besitzrecht als individuelles Recht und beruht gleichzeitig auf der Vorstellung eines Vertrags, der die Menschen als Individuen, nicht als soziale Wesen definiert (im römischen Recht war das »Eigentum« nicht das Ergebnis eines individuellen Handelns, sondern einer Teilung, die vom Gesetz, den Gepflogenheiten und Gerichten gebilligt wurde); sie beruht auf



neuen Erschließungstechniken der Erde, die deren Eingrenzung und die Garantie ihres Eigentums fordern; und nicht zuletzt auf einer philosophischen Theorie des Subjekts, einem besitzergreifenden Individualismus, der die politische Gesellschaft als Schutzvorrichtung für das Privateigentum versteht. Über die dramatischen Folgen und Auswüchse dieser neuen Besitzauffassung sind wir zur Genüge informiert. Zum Beispiel über die Geschichte der *enclosures*, die Vertreibung bäuerlicher Gemeinden von bisher ihrem Nutzungsrecht unterstehenden Ländereien; oder über das ihnen auferlegte Verbot, sich lebenswichtige Ressourcen aus den Wäldern zu beschaffen. Diese Besitzauffassung bedeutet das Ende dessen, was man heute als *commons* bezeichnet – Bewässerungskanäle, gemeinsame Weiden, Wälder etc.<sup>6</sup> –, Ressourcen also, die aus selbstorganisierten Prozessen stammten und kollektiv genutzt wurden. Wie Karl Polanyi schreibt, »wurde im Jahr 1600 die Hälfte der Ackerflächen im englischen Königreich kollektiv genutzt, 1750 nur noch ein Viertel und 1840 fast keine einzige mehr«. <sup>7</sup> Die über die Jahrhunderte gewachsenen vielfältigen Arten, die Erde zu teilen, sollten bloße Eigentumsrechte bleiben, die zwar manchmal eingeschränkt wurden, immer jedoch als Ausschließlichkeitsrechte für Gebrauch oder Missbrauch galten.

Ich wende mich nun wieder den Vögeln zu, den Nachtigallen und Rotkehlchen, auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob uns die epochengeschichtliche Parallele sehr viel weiterbringt. Mit diesem vorschnellen Rückschluss würde ich beispielsweise die Tatsache übergehen, dass der Begriff des Territoriums in Bezug auf

Tiere nicht im luftleeren Raum auftauchte, sondern im Kontext der Beschreibungen, wie Vögel in Volieren zu halten seien –ebenfalls Techniken der Inbesitznahme, des Einsperrens, aber auch solche, die auf eine Deteritorialisierung der Vögel zielen, um sie »bei uns«, in »unseren« Territorien heimisch werden zu lassen. Sollte ich, wenn ich diese Parallele für die Geschichte des Territoriums heranziehen wollte, nicht auch erwähnen, dass die Vogelzucht ursprünglich aus der Absicht entstand, die Ernte vor den Vögeln zu schützen? Dass sie dementsprechend mit der Kunst der Jagd und der Falknerei verknüpft ist, die Gewitztheit und eine genaue Kenntnis von den Gewohnheiten der Vögel voraussetzten? Im 14. Jahrhundert etwa wurden Fasane mithilfe eines Spiegels gejagt, weil man die Beobachtung gemacht hatte, dass »ein Männchen die Anwesenheit eines anderen nicht erträgt« und sofort Streit mit ihm sucht. Man band einen Spiegel an einen Faden, und der Fasan, der in seinem Spiegelbild einen Artgenossen zu erblicken meinte, attackierte den Spiegel; dieser kippte um, wobei ein Käfig auf den Vogel herabfiel. Außerdem sollte ich mich für die Tatsache interessieren, dass sich die Vogelzucht just im 17. Jahrhundert von der Falknerei trennte und zahlreiche Vögel zwar gefangen, aber nicht mehr ausschließlich getötet, sondern für ihre Anwesenheit und ihren Gesang geschätzt wurden.<sup>8</sup> Die beispiellose Begeisterung für Volieren konzentrierte sich besonders auf Singvögel, die zum Großteil Territorialvögel waren. Dementsprechend entstanden zahlreiche Abhandlungen zu deren Sitten und Gewohnheiten, zu Fang- und Haltungsmethoden. Wahrscheinlich

bräuchte ich noch viele andere Geschichten, um diese zeitliche Überschneidung zu untermauern, weitere Querbezüge zwischen den verschiedenen Ereignissen, ergänzende Ausführungen zu einer Welt, die ich nur unzureichend kenne, aber deren Erbe ich – in diesem Buch ganz besonders – verwalte. Wenn ich diese Überschneidung also als offene Frage stehen lassen muss, so animiert sie mich doch wenigstens zu einer erhöhten Aufmerksamkeit: Das »Territorium« ist ein keineswegs unschuldiger Begriff, dessen ganzes Gewalt- und Zerstörungspotenzial in manche seiner aktuellen Bedeutungen eingeflossen ist. Ein Begriff, der möglicherweise zu Denkgewohnheiten geführt hat, die ebenso uninspiert sind wie die verschiedenen Nutzungsarten, die ab dem 17. Jahrhundert mit dem Bewohnen und Teilen der Erde verknüpft waren.

Insofern ist Misstrauen angebracht. Und Neugier. Natürlich sind mir schon extrem zweideutige Formulierungen begegnet: ein Männchen zum Beispiel, das »Anspruch erhebt« auf einen Raum oder sich dessen »Besitz« sichert; Kolibris, die ein »privates Jagdrevier« verteidigen. Auch die Tatsache, dass die Aggressivität im Territorialverhalten so ausgeprägt und scheinbar festgelegt ist, hat manche Beobachter aufmerken lassen, zumal wenn sie es mit dem Raster der Rivalität betrachteten und auf ihrer aversiven Wirkung insistierten. Die Wörter, die manche Ornithologen für Verhaltensbeschreibungen benutzen, haben oft kriegerische oder militärische Konnotationen: Konflikte, Kämpfe, Herausforderungen, Proteste, Angriffe, Verfolgungen, Patrouillen, Revierverteidigung, Hauptquartier (sehr

beliebt, um die Mitte des Territoriums zu bezeichnen, wo der Vogel singt) oder Kriegsbemalung (als Bezeichnung für die Farben der Reviervögel). Andere Ornithologen wiederum sollten sich schon früh gegen eine solche Wortwahl wenden – nicht, weil sie die Vögel anthropomorphisiert, sondern weil sie das Rivalitäts- und Aggressionsgebaren bei der Territorialisierung gegenüber anderen Aspekten überbewertet.

Davon abgesehen, das sollte ich im Laufe meiner Forschungen feststellen, vertreten nur wenige Ornithologen die Vorstellung eines »Besitzes«. Die meisten folgen der Definition des amerikanischen Zoologen Gladwyn Kingsley Noble aus dem Jahr 1939 – »das Territorium ist ein beliebiger verteidigter Ort« –, weil sie sachlich ist und gut dazu geeignet, praktisch alle territorialen Situationen zu beschreiben. Je nach Theorie lassen sich dieser Definition bestimmte Funktionen zuordnen: Der Vogel kann einen Ort verteidigen, um sich seine Lebensgrundlage zu sichern, um bei der Fortpflanzung nicht gestört zu werden, um sein »Werbeverhalten« – das Zurschaustellen, Balzen und Singen – auszuleben, um sich die Ausschließlichkeit eines Weibchens oder die Beständigkeit eines jährlichen Treffpunkts zu sichern oder um eine Reihe weiterer, im zweiten Kapitel behandelte Funktionen zu erfüllen. Rasch begriffen die Ornithologen, dass es nicht nur *eine* Art der territorialen Nutzung gab. Die Definition eines »aktiv verteidigten Ortes« wurde im Laufe der späteren Entdeckungen und der zunehmenden Vielfalt der Territorialisierungsarten noch weiter ausdifferenziert. Die Grenzen sollten sich als sehr viel

dehnbarer, verhandelbarer und durchlässiger erweisen, als nach den ersten Beobachtungen anzunehmen war, und manche Forscher gelangten zu der überraschenden Schlussfolgerung, dass sie bei vielen Vögeln nicht nur die Funktion hatten, gegen Eindringlinge zu schützen und die exklusive Nutzung eines Ortes zu sichern – doch dazu später mehr.

Das Territorium sollte also andere Bedeutungen annehmen, die weit über die Vorstellung von Eigentum hinausgehen. Manche Ornithologen weisen eigens darauf hin, dass das, was Vögel unter einem Territorium verstehen, nicht die gleiche Bedeutung hat wie das, was Menschen üblicherweise mit diesem Begriff verbinden. Howard zum Beispiel betont, das Territorium sei vor allem ein Prozess oder genauer gesagt Teil eines Prozesses innerhalb des Reproduktionszyklus: »So betrachten wir das Risiko, die ›Sicherung eines Territoriums‹ als unabhängiges Ereignis im Leben eines Vogels zu begreifen, und damit hoffentlich auch das Risiko, einer mehr auf menschliche als auf tierische Prozesse zutreffenden Auffassung stattzugeben.«<sup>9</sup> Ein paar Seiten weiter setzt er hinzu, dass das, was er als Bereitschaft zum Bewahren eines Territoriums beschreibe, der Bereitschaft entspreche, zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort zu bleiben. Selbst Konrad Lorenz, der Vater der Verhaltensforschung, dessen Buch *Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression* bei Weitem nicht über suspekt Analogien erhaben ist, besteht auf einer Unterscheidung zwischen Territorium und Eigentum: »[Man darf] sich das Revier nicht als einen Grundbesitz vorstellen, der durch feste

geographische Grenzen bestimmt und gewissermaßen im Grundbuch eingetragen ist.«<sup>10</sup> Das Territorium sei unter bestimmten Umständen und für manche Tiere weniger an den Raum als an die Zeit geknüpft. So etablierten Katzen zum Beispiel eine sogenannte »Nutzungsdauer«: Das Areal wird also nicht räumlich, sondern zeitlich aufgeteilt. Katzen hinterlassen in regelmäßigen Abständen Duftmarken. Eine Katze kann an einer solchen Duftmarke erkennen, ob sie frisch oder bereits ein paar Stunden alt ist. Je nachdem ändert sie ihre Route oder geht gelassen ihres Weges. Diese Marken wirkten Lorenz zufolge wie »das Blocksignal auf der Eisenbahn, das ja in analoger Weise darauf abzielt, ein Zusammenstoßen zweier Züge zu verhindern«.

Doch Lorenz' Vorsicht in Bezug auf mögliche Missverständnisse (eine nur relative Vorsicht, findet man doch auf derselben Seite die Bezeichnung des Territoriums als »Hauptquartier«) ist lange nicht so verbreitet, wie man angesichts der obigen Ausführungen vermuten könnte. Ich habe bisher die Ornithologen ins Feld geführt, aber sie interessieren sich nicht als Einzige für die Territorien der Tiere. An dieser Stelle wird es kritisch.<sup>11</sup>

So finde ich zum Beispiel in dem historischen Abriss der Ornithologin Margaret Nice ein Zitat von Walter Heape, der in seinem Buch *Emigration, Migration and Nomadism* (1931) Folgendes schreibt:

Die Bodenrechte sind Rechte (*rights*), die sich bei einer Mehrheit der Tierarten etabliert haben. Es be-

steht kein Zweifel daran, dass das Verlangen nach der Inbesitznahme eines bestimmten Territoriums, die Entschlossenheit, dieses wenn nötig kämpfend zu behaupten, sowie die Anerkennung von Individual- und Stammesrechten *bei allen Tieren* dominieren. Tatsächlich kann man argumentieren, dass die Anerkennung der Bodenrechte, eines der aussagekräftigsten Attribute der Zivilisation, nicht nur eine Sache des Menschen ist, sondern ein Faktor im Leben *aller Tiere*.<sup>12</sup>

Muss ich eigens betonen, dass Heape Embryologe war und nicht Ornithologe? Muss ich berücksichtigen, worauf ich bei meinen Nachforschungen gestoßen bin: dass er berühmt wurde, weil es ihm 1890 gelungen war, einem weiblichen Hauskaninchen, dem sogenannten Belgischen Kaninchen, zwei befruchtete Eizellen eines Angorakaninchens zu transplantieren? Spielt das eine Rolle? Hat der geglückte Transfer zwischen unterschiedlichen Lebewesen Heape in einer Art Selbstermächtigung dazu animiert, sich an andere Transferversuche zu wagen, ohne zu ermessen, dass er es hier mit einem völlig anders gelagerten Risiko zu tun hatte, das dementsprechend andere Vorsichtsmaßnahmen erforderte? Mit dieser Hypothese übertreibe ich natürlich und versuche mich selbst an unvorsichtigen und eher geschmacklosen Übertragungen. Derlei Analogien und Vergleiche sind nämlich nicht nur eine Frage des Stils, eines politischen oder epistemologischen Stils, sondern auch eine Frage des Geschmacks. Isabelle Stengers schlägt vor, dem Kant'schen *sapere aude*

(»Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!«) den ursprünglichen, poetischen Sinn aus einer Epistel des römischen Dichters Horaz zurückzugeben: »Habe Mut, zu schmecken.« Sich seines Verstandes zu bedienen, bedeute ihr zufolge, zu differenzieren; zu erkennen, was wichtig ist, zu lernen, was Unterschiede ausmachen, mit den Risiken und Auswirkungen der Begegnung umzugehen, sich auf die Vielschichtigkeit dessen einzulassen, was für diese Wesen, die es zu erforschen gilt, von Bedeutung ist und dem sie umgekehrt zu Bedeutung verhelfen. Eine Kunst der Auswirkungen.<sup>13</sup>

Aus diesem Grund fühlte ich mich bei der Lektüre von Michel Serres' Buch *Le Mal propre*<sup>14</sup> komplett vor den Kopf geschlagen. Und zwar umso mehr, als seine bisherigen Bemühungen, Fragen und Konzepte zu »deterritorialisieren«, sie aus den ihnen zugewiesenen disziplinären Feldern und Zeitstrukturen zu befreien, den ebenso gewagten wie kreativen Versuch dargestellt hatten, neue Querbezüge, Übertragungen und inspirierende Zusammenhänge zu schaffen. Wenn er zum Beispiel in *Der Naturvertrag* die Frage stellt »Welche Sprache sprechen die Dinge der Welt, damit wir uns mit ihnen – auf Vertragsbasis – verständigen können?«,<sup>15</sup> entsteht in unseren Köpfen sofort ein ganzes Netz aus generativen Analogien, die differenziertere Vergleichsmöglichkeiten erlauben, durch neue Zusammenhänge bisher unentdeckte Eigenschaften zutage fördern und einen fruchtbaren Austausch zwischen Dingen und Lebewesen reaktivieren: Nach Michel Serres spricht die Erde in Kräften, Beziehungen und Interaktionen zu



uns. In einem späteren Buch, *Darwin, Bonaparte et le Samaritain, une philosophie de l'histoire*, sollte er diese Idee wiederaufnehmen und explizit mit der Schrift verknüpfen. Das Lesen, schreibt er, beschränke sich nicht, wie wir gemeinhin glauben, auf kodifizierte Schriftzeichen – alle guten Jäger, die aus den Spuren eines Wildschweins Alter, Geschlecht, Gewicht, Größe und unzählige andere Details lesen können, wissen das: »Der gute Jäger liest, nachdem er zu lesen gelernt hat. Was entziffert er? Einen codierten Abdruck. Diese Definition kann aber auch die historische menschliche Schrift beschreiben.«<sup>16</sup> Die Schrift, fährt Serres fort, sei vielmehr das *Merkmal* aller lebendiger und nicht lebendiger Lebewesen, die sämtlich »über die Dinge und untereinander schreiben, über die Dinge der Welt untereinander.« Der Ozean schreibt auf die Felsenklippe, die Bakterien schreiben auf unsere Körper, alles – Fossilien, Erosionen, Schichtstufen, Licht der Galaxien, Kristallisierung des Vulkangesteins – *will* gelesen werden. Man las, bevor man schrieb, und diese Möglichkeit öffnet die Schrift für viele andere Register als »Gesamtheit von Spuren, die einen Sinn codieren«. »Wenn die Geschichte mit dem Schreiben beginnt, dann treten alle Wissenschaften mit der Welt in eine neue Geschichte ohne Vergessenheit ein.« Natürlich knüpft Serres gewagte Querbezüge; Übertragungen, die verbinden, was scheinbar unverbunden bleiben sollte, und sei es nur, weil die menschliche Sonderstellung streng über die Trennung dieser Register wacht. Genau darin aber besteht Michel Serres' Antrieb: Er will mit der tristen Gewohnheit brechen, den Menschen in den Mittel-

punkt der Welt und der Erzählungen zu stellen; die Geschichte für die unterschiedlichsten Lebewesen öffnen, die eine Bedeutung haben und ohne die wir nicht existieren würden.

*Das eigentliche Übel* antwortet auf einen völlig anderen Beweggrund, was sofort aus dem Untertitel ersichtlich wird: *Verschmutzen, um sich anzueignen?*. Bereits auf den ersten Seiten geht es um das Territorium: »Der Tiger pisst an die Grenzen seines Reviers. Ebenso der Löwe und der Hund. Wie diese fleischfressenden Säuger *markieren* viele Tiere, unsere Vетtern, ihr Territorium mit ihrem harten, stinkenden Urin; ebenso mit ihrem Bellen oder mit ihren weichen, lieblichen Gesängen wie Buchfinken und Nachtigallen.«<sup>17</sup> Serres zufolge handle es sich dabei um Muster, nach denen Lebewesen einen Ort bewohnen, begründen und wiedererkennen. Die Abfälle der Männchen definieren und verteidigen diese Orte. Damit sind sie tierische wie menschliche Formen der Aneignung: »Wer in die Suppe spuckt, behält sie für sich; kein anderer wird noch den Salat oder den Käse anrühren, den dieser verschmutzt hat. Um etwas für sich zu behalten, weiß der Körper genau, wie er darauf eine persönliche Spur hinterlassen kann: Schweiß auf der Kleidung, Speichel in der Speise oder Füße im Fettöpfchen, Abfall im Raum, Ausdünstungen, Duft oder Stuhlgang, alles ganz harte Dinge.«<sup>18</sup> Anschließend weist Serres darauf hin, dass das Verb »haben« (*habere*) die gleiche lateinische Wurzel habe wie das Verb »wohnen« (*habitare*): »Über die Jahrhunderte hinweg haben sich unsere Sprachen zum Echo der tiefen Beziehung zwischen der Nische und der Aneignung, zwischen

dem Aufenthalt und dem Besitzen gemacht: ich wohne, also habe ich.«<sup>19</sup> Für Serres ist der Akt des Aneignens tierisch, verhaltensbiologisch, körperlich, physiologisch, organisch und vital begründet, er entspringt weder einem Übereinkommen noch einem positiven Recht: »Ich spüre da eine Überdeckung mit Urin, Exkrementen, Blut, verwesenden Leichen.«<sup>20</sup> Wie bereits erwähnt, will Serres hier keinen neuen Zusammenhang etablieren, um den Anthropozentrismus und den sonderbaren Gedächtnisschwund der Geschichte in Bezug auf alles Nicht-Menschliche zu bekämpfen: Es geht ihm vielmehr darum, sich gegen all die Formen der Aneignung zu wenden, die hinter den verschiedenen Verschmutzungen stecken – der Luft, des visuellen und akustischen Raums durch Werbung, Autos oder Maschinen – und die durchweg ebenso abstoßend und verschmutzend seien wie die Exkremente, die eine Aneignung signalisieren: »Das Eigene wird erlangt und bewahrt durch das Schmutzige«, schreibt er, oder, noch expliziter: »Die Spucke verschmutzt die Suppe, das Logo den Gegenstand, die Signatur die Seite: *Eigentum (propriété)*, *Sauberkeit (propreté)*, dieselbe Schlacht, ausgedrückt durch dasselbe Wort, denselben Ursprung und denselben Sinn. Das Eigentum lässt sich markieren, wie auch der Schritt seine Spur hinterlässt.«<sup>21</sup>

Doch nicht dieser Ansatz ist es, der mich Serres gegenüber so unduldsam sein lässt, ganz im Gegenteil. Dass er die zahlreichen, vom Markt gesteuerten Enteignungs- und Aneignungsmaßnahmen bloßstellen will, steht hier nicht zur Debatte, ich folge ihm in diesem Punkt sogar von ganzem Herzen. Die Tatsache aber,

dass er Abfälle und Duftmarken als bewusste Markierungen auf einen tierischen Ursprung zurückführt, scheint mir umso problematischer, als er den Prozess der Aneignung mit dem der Enteignung und des Ausschlusses assoziiert.<sup>22</sup> Diese Gleichung greift zu kurz, denn ein solcher Zusammenhang lässt sich nur um den Preis einer zweifachen Vereinfachung und Missachtung herstellen. Zum einen vergisst sie, dass das Territorium für einen Tiger, einen Hund oder eine Nachtigall nicht dasselbe ist; es ist nichts eindeutig Bestimmbares, das mehr oder weniger homogene Verhaltensweisen nach sich ziehen könnte; zum anderen scheint mir der Gedanke des Eigentums als Besitzergreifung das Territorium zu weiträumig zu definieren. Indem Michel Serres das territoriale Verhalten als naturgegeben darstellt und so das von manchen beanspruchte Recht auf Verschmutzung der Luft, des Schallfeldes, der kollektiven Bereiche und des Raums anprangert, verknüpft er völlig unhinterfragt das Territorialverhalten der Tiere mit dem Eigentumsrecht und dementsprechend mit einer Form des Naturrechts. So überträgt er eine moderne, unhinterfragte Besitzauffassung auf die Tiere und stellt diese als bürgerliche Kleinbesitzer dar, die auf ihren Ausschließlichkeitsanspruch pochen.

Mir geht es nicht darum, die angekratzte Würde dieser Tiere zu verteidigen, die für die Verteidigung der beschädigten Erde oder verschmutzter Existenzen instrumentalisiert werden. Wir sollten vielmehr über die Wiederaneignung der Erde nachdenken, darüber, wie wir sie bewohnen, und darüber, wie wir mit unseren Mitbewohnern umgehen. Ein derartig vergrößernder

verhaltensbiologischer Ansatz hilft uns dabei allerdings kaum weiter.

Zunächst einmal ist es mehr als fragwürdig, tierische Duftmarken als Verschmutzungen oder Kehrseite von Sauberkeit zu werten. Für *uns* oder zumindest die meisten von uns sind Exkremente etwas Schmutziges, für viele Tiere liegen die Dinge weitaus komplizierter. Wer je gesehen hat, mit welcher Hingabe sich sein Hund in einem Aas oder einer Hinterlassenschaft wälzt, versteht sofort, dass wir uns in unterschiedlichen Geruchssphären bewegen. Auch ist es keine gute Idee, Säugetiere und Vögel gleichzusetzen. Markierungen und Gesang mögen zwar eine identische Funktion haben – Anwesenheit zeigen –, doch Vögel und Säugetiere haben völlig andere Probleme zu lösen, wenn sie auf sich aufmerksam machen. Daher sollte man mit Ähnlichkeiten vorsichtig umgehen. Es ist inkonsequent, verallgemeinernd von »den Tieren« zu sprechen. Zwar können manche Vögel ihre Anwesenheit durch Hinterlassenschaften markieren, generell aber bevorzugen sie den Gesang und das, was sich als intensive Äußerung einer aktuellen Anwesenheit bezeichnen ließe. Bei den meisten Vögeln ist das Territorium ein Ort der Theatralisierung, an dem sie zu sehen und zu hören sind. Man darf sich im Übrigen fragen, ob die Vögel manchmal (zumindest wohl im Falle der Balz-Arenen) wirklich zur Revierverteidigung singen und balzen oder ob das Revier ihnen nicht eher umgekehrt als Bühne für ihren Gesang und ihre Zurschaustellung dient. Manche Ornithologen vertreten diese Hypothese.

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms  
des französischen Außenministeriums, vertreten durch  
die Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.



Erste Auflage Berlin 2022

Copyright © 2022

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Göhrener Str. 7 | 10347 Berlin

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright © der Originalausgabe

*Habiter en oiseau*: Actes Sud, 2019

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlag: Dirk Lebahn

Satz: psb, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH Pößneck

ISBN 978-3-7518-0377-9

www.matthes-seitz-berlin.de